

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 18

Artikel: Sie muss sterben
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zwei Manualen und sechs Registern versehen. Auf dem Musikchor von St. Stephan waren die Brüder Josef und Michael Haydn dereinst Sängerknaben. Mozart wurde kurz vor seinem Tode zum Domkapellmeister-Adjunkten von St. Stephan ernannt. Vor dem Aufgang zum hohen Chor mit dem Hauptaltar befindet sich, im Boden eingelassen, der Grufstein der Herzogsgruft. Dort unten ruhen die Gebeine Rudolfs IV. Ein Bruchstück der Stephanskirche ist dann auch noch das Hochgrab des Kaisers Friedrich III., wohl eines der schönsten und reichsten gotischen Mausoleen. Es ist ein freistehendes Denkmal aus rotem Marmor. Um den auf erhöhtem Unterbau ruhenden Sarkophag läuft eine von Rundbogen durchbrochene Balustrade, deren Eck- und Trennungspfeiler in zierlichen Nischen Heiligenfiguren enthalten. Dieses Grab ist das Werk jahrhundertelanger Arbeit. Als sein Autor gilt der niederländische Bildhauer Niklas Verch von Leyden. Er begann mit der Arbeit schon bei Lebzeiten des Kaisers über dessen besondere Bestellung. Vervollendet wurde es erst um 1513 durch den Meister Michael Tichter, der den Titel „Sr. Majestät Grabmacher“ führte.

Derlei Altäre, Baldachine, Epitaphe, Kapellen, Emporen, Grabmale, Statuen, Gestühle, Galerien wären noch viele aufzuzählen. Noch wäre von den Toren zu sprechen, vom Singersturm, vom Bischofsturm, die in die Kirche führen, vom Adlerturm, der um 1511 abgebrochen wurde, vom Zahnwehhergott, von den Wasserspeiern, von der Capistran-Kanzel, vom goldenen Adler an der Spitze des Turmes, von den Tafelinschriften, die sich vorne an der Hauptfront des Domes finden; und vor allem von der gewaltigen Pummerin, einer Glocke, die nicht weniger als 19,800 Kilogramm wiegt und um 1711 von Johann Hamer aus dem Metall eroberten türkischer Kanonen gegossen wurde: ja, von all dem könnte noch mancherlei gesprochen und erzählt werden: der Raum erlaubt es nicht. Und manch eine Sage und Legende knüpft sich an den Dom und an die Baugeschichte dieses Domes. So gehe jeder, den der Weg nach Wien



Wien. St. Stephan.
Kanzel, Büste eines Kirchenlehrers.

führt, einmal selbst nach St. Stephan und schaue und bewundere dort. 800 Jahre sind vergangen, da der erste Stein zu diesem stolzen Monument deutscher Kirchenbaukunst gelegt wurde. Und nach abermals 800 Jahren — was wird geschehen sein? Wird dann der „alte Steffl“ noch ins Blaue ragen, uraltes Zeichen verschollener Tage, oder wird seine Zeit vorüber sein, da wir Menschen doch in einer Welt leben, in der nichts beständig ist als der Wechsel? Wer weiß es zu sagen? Aber heute blickt der goldene Doppeladler von seiner Spitze nach weithin ins Land — und der alte Turm scheint seinen Wienern sagen zu wollen: „Verzag nicht — denn ich habe schon schlimmere Zeiten gesehen als diese sind — und es ist immer wieder besser geworden!“

Sie muß sterben.

Dorffskizze von Hafelle Kaiser.

Sie hieß eigentlich Moisia Amstad, aber man kannte sie hierzulande nur unter dem Namen der Gundlrammer Wisi.

„Sie muß sterben!“ sagten die Leute wehlei-

dig, wie ich vor ihr Häuschen trat. Herbeigeeiltes Volk stand schwachend davor. Der nahe Tod zieht viel lebendige Neugier an.

„Jerelies! jerelies!“ jammerten die Weiber,

es ist Matthei am letzten mit ihr. Der Doktor sagt, es gäbe noch ein paar Krämpf und dann ist's aus. Sie hat's auf der Zunge..., zuerst hat sie lange „Differenze“ (die Influenza) gehabt. Der Pfarrhelfer hat sie soeben verwahrt. In Gott's Namen! Wir müssen alle dran glauben... Oben wird's besser sein. Da wird man seine Ruhe haben...“ —

Ich stand verschüchtert abseits mit meiner Gabe. Ich kam zu spät an und schämte mich: was sollte eine irdische Aufmerksamkeit gegenüber des Todes letzter Ehre? Ich wollte still weggehen, da war alle Hilfe vergeblich. Ich kannte die Sterbende nicht. Man hatte mir gesagt, sie leide Not. Nun sollten alle ihre Wünsche auf die gründlichste Weise gestillt sein. Es widerstrebte mir, mich an ein fremdes Totenbett zu drängen. Aber die Nachbarinnen bestanden darauf: ich sollte doch hinaufgehen, es würde das Wisi freuen. Da folgte ich.

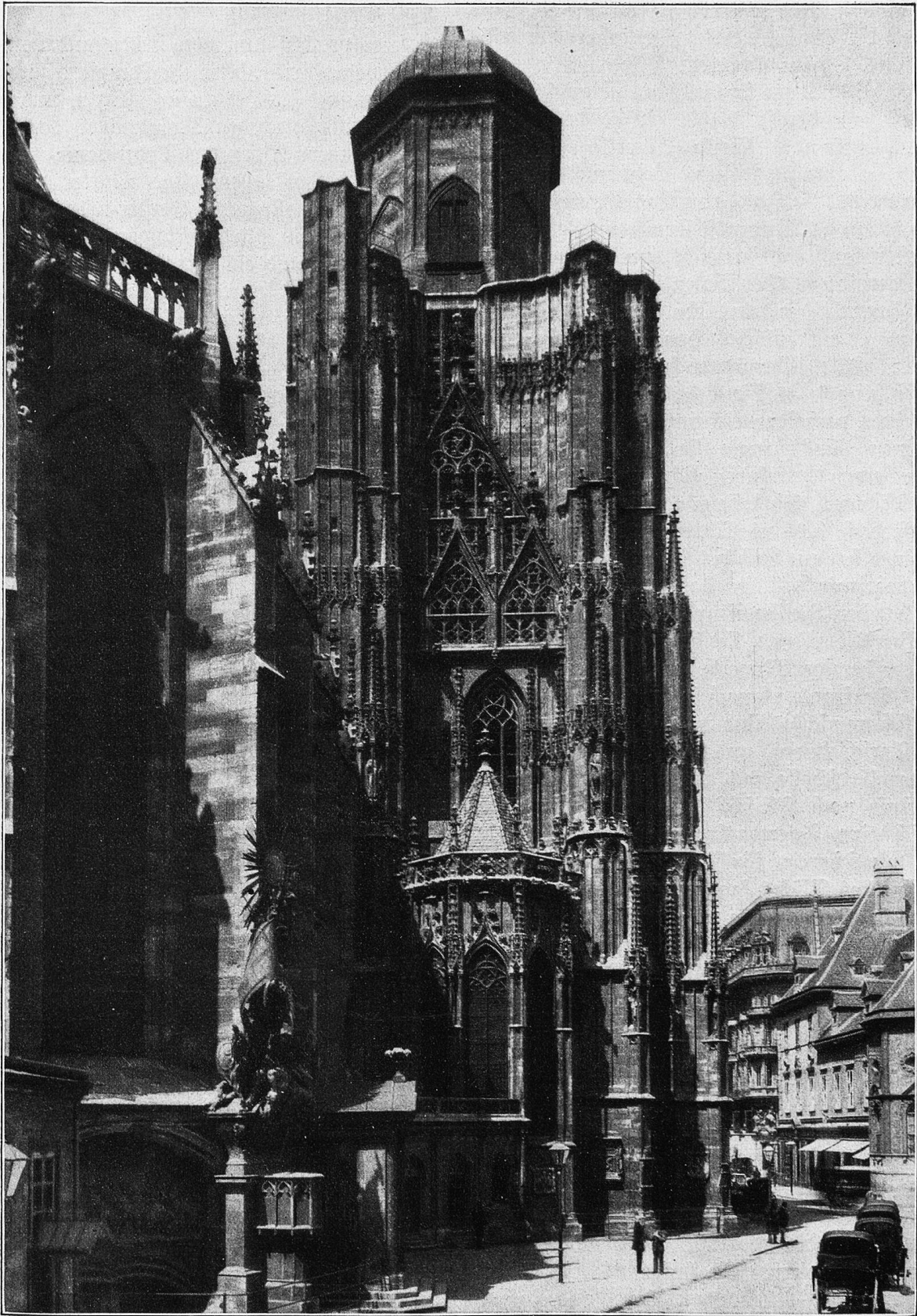
Im Hausflur ertönte das Schluchzen der erwachsenen Töchter, die mit vorgehaltener Schürze, mit stummer Gebärde nach der Tür der Sterbenden wiesen. Ich trat allein in eine ärmliche Kammer. Da lag ein sechzigjähriges Weib mit ihren vom Rosenkranz umschlungenen Händen auf einem rot und weiß gewürfelten Kissen demütig und gottergeben und erwartete den letzten Gast wie einen unwillkommenen Besuch aus der Großstadt. Sie schien über sein nahes Kommen eine große Trauer zu empfinden, denn ihre Züge hatten den Ausdruck einer hilflosen Verzagtheit. Man sah deutlich, daß sie sich dem Tod ausgeliefert wußte. Sie dachte nur noch an Sterben und Verfall. Dieser Glaube erzeugte gleichsam die Zeichen des Todes in ihrem Blut, und sie trug sie sichtbarlich auf ihren Zügen, weil der Gedanke daran seit Tagen ihre Seele beherrschte. Dieser Schein täuschte die Menschen, konnte sogar schließlich einen Arzt irreführen. Sie verzehrte sich langsam an der Gewißheit, „sterben zu müssen.“ Seitdem Gott im letzten Sakrament über ihre Schwelle geschritten war, glaubte sie in ihrer Einfalt, daß die Ewigkeit allein würdig war, ihm auf dem Fuße zu folgen. Nachdem das heilige Öl ihre Lippen benetzt hatte, durfte kein irdisches Brot mehr ihren Mund entweihen. Und sie betete mit hungern-dem Magen und wartete, daß der Tod sie sättige.

Vorerst erkannte ich nicht diesen Zustand, der ihre Krankheit so sehr verschlimmerte, daß die

Auflösung der körperlichen Kräfte nahe schien, weil der seelische Mut schon längst versagt hatte. Ich empfand nur eine große Scheu, alles, was ich tun könnte, schien mir so erbärmlich klein angesichts der Majestät des Todes. Ich stammelte die üblichen Trostesworte, erkannte aber bald, daß hier andere Saiten angeschlagen werden mußten, wenn aus diesem todgeweihten Menschen noch etwas lebendig erklingen sollte. Sie hörte kaum zu, trotzdem mein Besuch sie sichtlich aus dem tiefen Moor der Verzagtheit, in das sie willenlos versank, leise erhob. Ich änderte den Ton und sprach zu ihr, wie man gesunde frohe Menschen unterhält, die sich des morgenden Tages erfreuen und noch lachen können.

Ich sprach von der Sonne, die draußen ihren goldenen Schleier über Tal und Berge verschwenderisch ausbreitete, über den Lanzig (Lenz), der die Bäume ihrer kleinen Wiesen bräutlich schmückte und die dem Segen des Herbstes entgegenblühten, von den Herden des Horchemigi, die heute mit klingenden Schellen nach Tristeln auf die Weide gezogen waren, vom Holi-ho! dia hu! der Buben jauchzend begrüßt, von der schäumenden Suifi, die nun in allen Sennhütten im Kessel brodelte und so herrlich schmeckte wie ein tauschwerer Strauß von Beegenze, Majoran und Fenchel, von der neuen Kirchenorgel, die das Gloria dei so wunderschön hinausjubelte, daß die Gebete darob Flügel bekamen und mit den Tönen aufwärts strebten.

Während ich so lachend sprach, rückte das Wisi langsam und unwillkürlich auf ihrem Lager und saß bald aufrecht, und der Blick ihrer Augen flog frei zu mir auf. Ein blasser Widerschein der Sonne, die sie nicht mehr zu sehen hoffte, huschte darin, und die Erinnerung an den roten Glanz der Alexanderäpfel ihres Gartens zauberte einen rosigen Schein auf ihre welken Wangen. Die Sehnsucht nach den Bergen glomm empor wie ein verspätetes Hirtenfeuer auf verlassener Alm, und die Eglust nach dem weißschäumenden Gericht der Nidwaldener Älpeler öffnete ihre Rippen nach Kinderart. Wie ich von der Kirche sprach, da faltete sie die Hände, und ein vertrauensvoller Blick flog zum Gefreuzigten, der seine Arme hilfreich über das Bett der Kranken ausbreitete. Der Herr über Tod und Leben würde ihr vielleicht doch noch eine Gnadenfrist gewähren.



Der unausgebaute sogenannte „Ablerturm“ von St. Stephan.

Da ich sie weichgestimmt für die Hoffnung sah, fing ich von ihren Kindern zu sprechen an. Sind es doch die Bande, die ein Mutterherz am festesten ans Dasein knüpfen. „Sie haben einen Sohn?“ Ihr Auge strahlte, als sie an seine gesunde Jugendkraft dachte: „Ja, der Valentin..., er ist nach Merika (Amerika), in Saint Louis..., aber ich seh' ihn wohl nicht mehr, es ist zu weit...“ „In Saint Louis“, rief ich, „da ist jetzt große Weltausstellung, und ein guter Arbeiter kann sich da leicht ein schönes Stück Geld verdienen. Der Valentin kommt vielleicht reich heim..., er wäre der erste nicht..., und da baut er ein hübsches Heimel für sein Mutterli... Alle Midwaldner kehren von Amerika wieder heim.“ — Sie lächelte über die Möglichkeit einer vergoldeten Heimkehr ihres Sohnes. „Meinen Sie?“ sagte sie strahlend, und sie spann einen heimlichen Traum weiter. „Und ihre Töchter? Sind sie nicht alle verheiratet?“ „Doch, doch, bis ans Mareii, das bei mir ist... D'Agnes hat ein Bub des Büttelers vom Einigholz geheiratet..., sie hat's gut. Und d'Eresenz hat den Bielbachsepp zum Mann, ein rechter Bursch..., und sie haben schon zwei Söfeli..., herzige Mugerli, aber wahre Muttertitti.“ Da fragte ich nach ihren Wünschen. Denn gänzlich wunschlos sind nur die Glücklichen und die Abgeschiedenen, und diese Frau klebte noch an der Erdscholle mit vielen Fasern. „Hätten Sie Lust nach Fleisch?“ Hierzulande bedeutet Fleisch eine Feiertagspeise für arme Leute, etwa wie Ostereier für Kinder. Der warme freie Aufschlag des Blickes sagte mir mehr als Worte, daß meine Frage einen wunden Punkt getroffen hatte. „O! ja, Fleisch möchte ich schon!“ „Vielleicht ein gutes Glas Wein dazu?“ — „O, ja, Wein möchte ich schon.“

Je weiter ich frug und Schokolade, Birnenbrot, Früchte aus dem Süden, alle Lockspeisen der Kranken aufzählte, immer klang die Antwort gleich gierig: „O ja, das möchte ich schon!“ Und dabei dieser zwiefach nach Leben und nach Speise hungernde Blick! Ich fing an, die wahre Krankheit meiner Sterbenden zu erkennen und wagte endlich die mitgebrachten Gaben auf der Decke auszubreiten. Sie lachte wie ein Schulkind am Sanft Niklaustag. Und dieses Lachen, das die Auferstehung der Freude kündete, klang wie das Brechen einer Kette. Das Leben hätte ausrufen können: „Sie ist wieder unser!“ —

Von dieser Minute an, hoffte ich, daß wir sie noch retten könnten.

Wir sprachen nun von Leben und von Kindern, vom Hirten, denn ihr Jüngster hütete diesen Sommer die Herden auf Alevon und mußte allabendlich durch den Milchtrichter den Betruf zu den andern Alpen von Truttmanix und Epis hinüberschallen lassen. Die Mutter war stolz darauf, denn alle guten Geister wurden aus der Tiefe mit dem altehrwürdigen Gebet aus der Höhe gelockt und ein Strahl von Heiligkeit fiel dabei auf den Beter. Während sie sprach, löste sie sich immer mehr aus dem schwermütigen Moor, in dem sie so tief versunken war, daß sie darin zu ersticken drohte. Ein Strahl von Lebensfreude huschte durch ihre Augen und scheuchte die Grabesfinsternis, die darin aufgedämmert war, fort. Die Morgenröte eines neuen Lebens färbte ihre Wangen rosig, und unser gemeinsames Lachen trieb die Nachtgespenster aus der Kammer.

Da war es mir, als vernähme ich ein raschendes Geräusch und als schleiche das gepresste Gespenst, das im Winkel der Stube grinsend auf sein Opfer gelauert hatte, beschämt durch die halboffene Türe hinaus. Die psalterbetenden Frauen auf der Laube stoben auseinander, als sei ein Fremder befehlend unter sie getreten; sie staunten mich ungläubig an, als ich ihnen sagte: „Ich hoffe, das Wiseli wird am Leben bleiben.“

Ich hatte der Kranken versprochen, alle ihre bescheidenen Wünsche zu erfüllen und ihr warm empfohlen tüchtig zu essen, um wieder zu Kräften zu kommen. Da hatte sie meine Hände mit einem jubelnden: „Vergelt's Gott!“ gefaßt und mein Gesicht gestreichelt wie einem braven Schulkinde, das seine Aufgabe zur Befriedigung des Lehrers gelöst hat. Ich war stolz, als hielte ich eine lebende Seele wie ein scheu flatterndes Vögelchen in meinen Händen fest und verhinderte es an einem zu frühen Fortfliegen.

Später wurde mir erzählt, daß ich kaum das Haus verlassen hatte, als das Gundlimatter-Wisi erklärte, sie wolle sich einschließen, um ja ruhig ihre Schokolade und ihr Birnenbrot zu verzehren. Abends bestand sie darauf, Kalbsbraten mit Bordeaux zu nehmen. Die Nachbarn, die wohl auf ihr Sterben, nicht aber auf so einen kräftigen Appetit gefaßt waren, deuteten mit stummer Gebärde auf ihre Stirn, zum

Zeichen, daß die Sterbende „spinne“ und das Delirium der nahen Todesstunde ihren hellen Geist trübe.

Sie aber sagte frohgemut: „Es ist mir schon wohler . . ., vorher war es mir, als risse man mich innerlich zu Hundeln und zu Fegen. Wenn ich wieder gesund bin, so putze ich der guten Frau, die mir alles zum Essen gebracht hat, das ganze Haus von oben bis unten sauber . . ., und wenn der Sepp wieder einen Hasen schießt, so soll sie ihn haben.“

Ich eilte beflügelten Schrittes heim. Es war bald Vesperzeit, vom Turm schwangen sich die Töne langsam in den blauen Frühlingsabend wie Friedenstauben. Ich hangte davor, die Glocken könnten bald das Ende der armen Wisi künden, trotzdem eine innere Stimme mir den Glauben an ihr Leben eindringlich zuflüsterte. Wie ich heimwärts eilte, sah ich, wie eine Nachbarin, die als Klatschbabe bekannt war, eiligst aus ihrem Hause stürzte, die Küchenschürze ungestüm in die nahe Hecke schleuderte und sich anschickte, nach dem Niederdorf zu laufen, als könne sie zu spät kommen. „'s lüet dem Hundlimatter-Wisi zum End!“ kündete sie mir im Vorübergehen mit wichtiger Miene an. „Das glaube ich nicht,“ antwortete ich ruhig. „Ich war gerade bei ihr. Ich glaube, sie wird davontkommen und leben.“ — „Nein, nein! sie „muß“ sterben!“ sagte sie in ihrer rechthaberischen Art, wütend über meine Widerrede. Ich lächelte: „Ja, ja, wir müssen alle sterben, aber ob es gerade heute gilt für das Hundlimatter-Wisi, bezweifle ich sehr.“ Sie sah mich grimmig an, als wolle ich vorwiegend in ihre Rechte eingreifen und murmelte noch einmal zwischen ihren Zahnklüften: „Doch, doch, sie muß sterben.“ Und eilte dorfeinwärts, als könne ihr ein finsterner Gast zuvorkommen und sie um den Anblick einer Sterbenden pressen. Nach einer Stunde sah ich die Nachbarin gesenkten Hauptes zurückkommen. Sie ging unauffällig in ihren Gemüsegarten und las still die Raupen von ihren Kohlköpfen ab. Sie hatte keine Todesnachricht auszuposaunen.

Das Bild der franken Wisi verfolgte mich in meiner Arbeit; ich sah die von Lebensheimweh erfüllten Augen, das ganze von der Nähe des Todes eingeschüchterte Wesen, das keine Nahrung mehr zu sich nahm und sich langsam und widerstandslos ins Grab hinabsinken ließ. Ich

lauschte gespannt auf alle Glockenschläge: es läutete zum Engelgruß, es läutete zum Abendsegen. Die Lichter erloschen im Dorfe, dieweil das Lichtlein von Wisis Leben weiterglimmte, Mitternacht schlug vom Turm, ohne daß die Todesglocke das Ende eines Gemeindefindes verkündet hätte.

Am folgenden Morgen war meine erste Frage: „Hat man jemand ins End' geläutet?“ Nein! Die Glocke hatte nur zur ersten Messe geklungen. Ich jubelte wie über eine gewonnene Schlacht. Bedeutet doch ein Menschenleben einen Sieg über den Tod. Man trug Sorge, daß das Hundlimatter-Wisi sich satt essen konnte und der täglichen Sorge enthoben wurde. Da schien es, als atme sie freier, als die drückende Last der Not von ihr genommen war, und die Genesung schritt alle Tage um einen Hahnschritt rüstig vorwärts. Je mehr die Furcht vor dem Tode von ihr wich, um so rascher wuchsen ihre Kräfte. Der Arzt, der die Gefahr als überwunden erklärte, äußerte sich dahin, daß die todbringende Schwäche gehoben sei und der Puls deutlich anzeige, daß die Lebensuhr wieder für eine gewisse Zeit vom ewigen Meister durch einen geheimnisvollen Schlüssel aufgezo-gen worden sei.

Wie ich sie wieder besuchte, saß sie behaglich in einem Lehnstuhl in der guten Stube, ihre Tochter ihr zu Füßen und zupfte Seidenwolle für die Weberei. Nichts mahnte mehr an den Tod im friedlichen Stübchen. Rosige Lebensblüten keimten auf den Wangen der Auferstandenen. Sie lächelte glücklich und dankbar, wie nach einer überstandenen Gefahr. Das Leben schien einen köstlichen Beigeschmack für sie erhalten zu haben, sie trug es in ihren gefalteten Händen wie ein kostbares, gebrechliches Gnadengeschenk des Herrn.

Von dieser Zeit an hegte ich ein wahrhaft mütterliches Gefühl für die alte arme Frau, und das sonnige Lächeln, das ihren Mund weitete, wenn wir uns begegneten, war mir immer wie ein Gruß aus einer überwundenen Zeit.

Sie lächelte mir noch jahrelang zu. Aber die alte Nachbarin mit dem grausamen kategorischen Imperativ behielt doch schließlich recht: auch sie mußte sterben.

An der Grenze der Jahre schritt das Wisi ins unbekannte Freiland der Ruhe hinüber, aus dessen Bezirk keine noch so mächtige Menschenliebe die Rückkehr ermöglicht.